

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 281 Bromberg, den 7. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

2. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Viele Tage schlichen so vorüber, langsam und träge tropften die Stunden, ich kam mir drückebergerisch vor, da ich von der Erlaubnis des Bettliegens so reichen Gebrauch machte. Aus dem Pennen war ein Schlafen geworden, aus dem Schlafen bald ein Schlummern, und diese Art des Ruhens schmeckte fade. Da ließ mir eines Nachmittags der Oberstabsarzt durch Pollak melden, daß der Leutnant Quambusch endgültig gerettet sei. Ich fragte den Sanitäter, ob mein Kompanieführer etwas von mir und meiner Anwesenheit wisse; da rief Pollak eine kleine Schwester, und diese sagte: „Herr Himmerod, Leutnant Quambusch durfte noch nicht beunruhigt werden, jede Erregung mußten wir bei ihm vermeiden. Aber morgen darf er den ersten Besuch empfangen, seine Mutter will kommen, bei dieser Gelegenheit sollen Sie gefeiert werden!“

„Ich soll gefeiert werden?“

— — — — —

Um Mitternacht schnarchte ich wie ein Gendarm, doch war dieses Schnarchen nicht echt; ich spielte nur den Schlafenden, und als mich die Nachtschwester mit der Taschenlampe beim zweiten Rundgang abgeleuchtet hatte, kletterte ich aus dem Bett, lief zur Kammer, stahl mir Mantel, Rock, Hose und Mütze, zog mich an, spannte irgendeinem, dem es nichts ausmachte, die Stiefel aus, die zum Putzen vor einer Tür standen, stieg durchs Flurfenster und haute ab.

An der Bahnhofssperre wollte man mich nicht durchlassen, also tippelte ich zu Fuß nach Köln, während ein verdrießlicher Herbstregen meine Uniform durchnäßte und widerliche Altweibersommerfäden meinen Mund verhäkelten. Ich grollte dem Regen nicht, reinigte er doch die Luft, und reine Frischluft konnte ich gebrauchen. Wie tief atmete ich ein, und wie tief atmete ich wieder aus, um durch dieses Saugen und Pumpen alle Haferschleimdünste los zu werden, die mir im Brühler Lazarett den Brustkorb und den Schädel eingeklemmt hatten. Diese Ausspülung tat wohl, für einen gesunden Menschen war das Krankenhaus ein schleichender Gasangriff. Was die Nachtschwester denken und sagen würde, wenn sie beim dritten Rundgang in meine leere Mievkiste leuchtete, war mir gleichgültig. Eins nur freute mich diebisch: Leutnant Quambusch würde sein Leben lang eine unbezahlte Rechnung herumschleppen. Wie oft hatte er mich vor der Kompaniefront angebrüllt: Sie haben einen Dickschädel, alter Freund!

Ich tippelte von Brühl nach Köln, der Regen goß immer ärger, aus Tropfen waren Schnürsenkel geworden, aus Schnürsenkeln dicke Gewehrstricke. Ich durfte mich schon wundern, als plötzlich eine Sternschnuppe durch ein Wolkenloch stürzte. Ich wünschte mir etwas. Nicht Geld, nicht den Pour le mérite, wohl aber eine Heimat.

Im Regendunst tauchte der Kirchturm von Hermülheim auf, da mußte ich bald in Köln sein. Und hinter mir wurde wieder das Palaver der Geschütze laut, zuweilen trieb der Westwind den Donner so klar herüber, als hätte man die Truppen heute fünfzig Kilometer strategisch zurückgenommen. Jeder eisige Windstoß trieb mir Pocken aus der Haut, ich war doch noch schwach vom Bett und vom Blutverlust, ich mußte mir schon, wollte ich nicht erfrieren, warme Gedanken machen. So dachte ich denn an die blassen Schwestern von Brühl zurück und lächelte vor mich hin, weil diese Geschöpfe gar nicht so übermäßig schön gewesen waren. Ich hatte nur monatelang keine zarten Gesichter gesehen, meine Blicke hatten eine liebe Kost allzu lange entbehren müssen; da war es den Augen nicht anders ergangen als der lechzenden Zunge, der in schlechten Zeiten jeder Salzhering nach Kaviar schmeckte.

Ich tippelte weiter und meinte, ein Weinen und Jammern zu hören. Und da ich dies meinte, kam mir eine Frau entgegen, die ein leeres Leiterwägelchen zog. Ich fragte: „Traurig, Mutter?“

Die Alte hielt inne und schluckte und schluchzte, sie war völlig erschöpft und brachte kein klares Wort zustande. Bis ich endlich aus dem Gestammel erfuhr, daß diese Frau ein Opfer des Gendarmen von Hermülheim geworden war. Sie hatte sich zwei Eier, drei Pfund Kartoffeln und ein Quentchen Schmalz bei den Bauern gehamstert, aber der hohe Herr Gendarm hatte ihr alles wieder abgenommen.

Ich tröstete die Frau: „Kommen Sie mit mir, ich rede mit dem Mann!“

Die Alte trocknete die Tränen und erzählte mir, während ich jetzt die kleine Karre zog, von ihrem Sohn, der bei Arras ein Bein verloren habe und daheim hinterm Ofen warte. Und sie erzählte auch von ihrer Tochter, die schon quittegelbe Finger vom Granatenfüllen habe, und sie trauerte endlich noch um ihren Mann, der vor drei Monaten an Unterernährung gestorben sei. Ich wußte, daß dieses Schicksal kein einzelnes war und log darum keinen Trost mehr, wohl war ich scharf auf den Gendarm von Hermülheim. Und dieser Mann stellte sich mit erhobener Tatze in den Weg: „Haaalt, wohin?“

Ich sagte: „Kamrad, du hast meiner Mutter zwei Eier, drei Pfund Kartoffeln und ein Quentchen Schmalz abgenommen; gib das Zeug wieder her, ich komme gerade von der Front!“

Der Gendarm zwirbelte sich den Schnäuzer und knurrte: „Ich tu nur meine Pflicht, Befehl ist Befehl, das müßtest du am besten wissen!“

Ich antwortete: „Kamerad, daß du deine Pflicht tust, das sehe ich, denn du bist fett und rund geworden bei dieser Arbeit!“

Da lief der Kerl schnell in seine Holzbude, holte die Eier, die Kartoffeln und das Schmalz. Die alte Frau zog selig heim, und der Herr Gendarm drohte hinter mir her: „Das soll deine Mutter gewesen sein?“

Ich rief zurück: „Deine so gut wie meine!“

Als ich kaum hundert Meter durch die Finsternis gegangen war, traf ich fünf andere Frauen, die wie scheue Karnickel im Straßengraben hockten. Sie fragten mich: „Steht der Gendarm noch da?“

Ich besah mir die armen Weiber, die da mitten in der Nacht tausend Ängste leiden mußten, als seien sie Schleich-

diebe oder verfemte Zigeuner. Ich kam ins Gespräch mit ihnen und lernte das Elend einer Regierungsrätin kennen, der es nicht besser ging als der zitternden Maurerwitwe an ihrer Seite. Die dritte Frau war eine Briefträgerin, die vierte ein Hebamme, die fünfte eine Hauptmannsfrau. Und alle waren sich darin einig: Die Bauern geben gerne, aber der Gendarm nimmt uns alles wieder ab. Von Brotmarken allein kann man nicht leben; — das müßten unsre Söhne und Männer sehen, wie wir uns für ein Liter Milch oder eine Kante Speck verkriechen!

Ich führte auch diese Frauen zurück durch die feindliche Linie, der Gendarm steckte knurrend den Kopf aus der Hütte. Wieviel wurde damals doch falsch gemacht! Wenn sich die Seelen empörten, so war das weit schlimmer, als wenn die Magen knurrten. Das Schicksal, dieses allmächtige Bündnis zwischen höherer Vorsehung und niederm Unverstand, ließ uns bitter im Stich, man merkte es überall und immer wieder. Das war wie der ewige Westwind, der den andern die Gasangriffe unentwegt nach Osten blies.

Ich tippelte abermals weiter, im Osten dämmerte schon der Morgen, das Dorf Efferen zog links vorbei, bald konnte ich rechterhand den großen Bahndamm der Trierer Strecke erkennen; ein endloser Personenzug rollte nach Köln, an jedem Wagen hing ein weißes Schild mit einem roten Kreuz. Kaum hatte die Schrankenwärterin ihre Schlagbäume hochgedreht, da ließ sie die langen Balken wieder fallen; denn der nächste Zug polterte schon heran, und auch diese Wagen trugen alle das rote Kreuz.

Um 8 Uhr morgens stand ich am Kölner Dom. Meine Füße schmerzten, meine Augen kämpften mit Tränen, meine Kluft roch stockig und hing wie Blei, so schwer saß das Regenwasser im grauen Stoff. Ich war zu Haus und fühlte mich nicht zu Haus. Die Kölner, sonst heiter und frisch, rannten blaß und erschrocken über die Straße, vor den Metzgerläden standen Schlangen von Frauen und Kindern, in jeder Bäckerei wog man das Brot auf der Briefwaage. Wohin sollte ich gehen? In den Zimmern meines seligen Vaters wohnten jetzt wildfremde Menschen, überall war alles anders, selbst die Domtauben fehlten, die sonst zu Hunderten über den Platz flatterten. Am Bahnhof wurden neue Telegramme angeklebt: Weitere Zurücknahme der Front, einige Verluste an Menschen und Material — — —

Da ging ich ins Deichmannshaus, wo das Meldeamt seine Räume hatte. Ich wollte hier um Lebensmittelkarten bitten, statt dessen besann ich mich: Ich bat um einen Fahrschein nach Kortryk. ich wollte wieder zurück zur Front!

Der Schreiber staunte mich an, als habe er sich verhört. Als ich aber nochmals um den Fahrschein bat, da ich in Köln weder Familie noch andere Pflichten oder Freuden hätte, stand er auf, klopfte an eine Tür und verschwand. Nach zehn Minuten kam er wieder, freilich folgte er der greisen Gestalt eines Majors. Dieser Offizier belehrte mich folgendermaßen: „Grenadier Himmerod, Sie bekommen drei Wochen Nachurlaub, auf keinen Fall können Sie jetzt zurück!"

Ein unwilliges Warum durfte ich nicht wagen, doch riß ich die Augen wie ein verzweifelter Bettler auf. Der Major erriet meine Gedanken und sprach ganz leise: „Grenadier Himmerod, in Kortryk sind seit gestern die Franzosen und Engländer, sämtliche Bahnlinien werden für den strategischen Rückzug benutzt; hier haben Sie Lebensmittelmarken, vor Mitte November brauchen Sie nicht mehr zur Front!"

So erfuhr ich abermals von der Niederlage.

Am Bahnhof klebten neue Telegramme: Meuternde Matrosen in Kiel!

So erfuhr ich unsern Selbstmord. Volle Magen hatten wir blockierten Hungerleider alle nicht mehr, aber in Kiel hat man sich dieser Schwäche von Herzen gefreut, das war ein Verrat am Opfergang unsrer Lebenden und Toten. In meinen Ohren klangen wieder Redensarten nach, die so gern auf den Latrinenstangen exerziert wurden: Wir kämpfen doch nur für die Reichen!

Seltsam, ich war immer das ärmste Luder der Kompanie gewesen und hatte doch gewußt, daß man nur mit dem Herzen an Deutschland glauben kann, nicht mit dem Lohnbuch oder mit dem vollen Kochgeschirr.

Unsere Front wich täglich und stündlich zurück? Nun, sie wich dem Wahnsinn und dem Hunger, sie wich jener Übermacht von Grausamkeit, mit der wir nie hatten Schritt halten können. Wurde drüben ein neues Gas erfunden, so vergingen Wochen, bis wir es nacherfunden hatten. Wurden drüben hundert Tanks gestartet, dauerte es Monate, bis wir ihrer zehne ankurbeln konnten. Wir waren nicht fürchterlich genug im Erfinden gewesen — sollten wir uns dessen schämen?

Ich las am Bahnhof das neueste Telegramm: Wir hatten zahlreiche Verluste durch ein Giftgas, dem unsre Masken nicht mehr gewachsen waren!

So erfuhr ich, daß es nie mehr Soldaten geben würde, nur noch chemische Rezepte; so erfuhr ich ferner, daß der Krieg keines Heldentums mehr bedurfte, jetzt waren sie hinter uns her wie die Kammerjäger mit den Räuchertöpfen. Also war es schon gut, wenn Deutschland um Frieden bat; denn nur uns kam es zu, das letzte Heldentum zu retten: Das der Geopferten, das Martyrium zur Erlösung der Welt. Belohnen würde man das nie, aber dieser Undank sollte uns erhöhen. Jede Lüge würde uns segnen, jede Schmach uns weihen!

Ich hielt mir den Kopf, um unterm Ansturm so vieler Gedanken nicht in die Knie zu sinken. Wohin sollte ich gehen? Der Mittag war da, darum kaufte ich mir ein Brot, ich hatte ja Marken, ich hatte auch noch einige Verpflegungsgelder.

2.

Im Sauerteig.

Die nächsten Nächte verbrachte ich im Halbschlaf, ein Torbogen am alten Markt gab mir Obdach. Die Tage verbummelte ich rechtschaffen, teils in den Museen, wo man die wertvollsten Stücke in bombensichern Kellern verstaut hatte, und wo man jetzt immer hastiger die Bilder, Münzen, Figuren und Altertümer in Sicherheit brachte, weil man Feinde fürchtete, freilich Feinde aller Art. Auch besuchte ich alte Kirchen, und in einer dieser Kirchen hing das Bild des Heiligen Sebastian. Hier kniete ich nieder und betrachtete mir die Verklärung eines Sterbenden, dessen Leib von hundert vergifteten Pfeilen durchlöchert wurde. Da wußte ich endlich, daß ich in Deutschland war und verließ die Kirche mit einer Läuterung, die mich kräftigte.

Nachmittags lebte ich von Ersatzkaffee und Ersatzbrot, ich zahlte mit papiernem Ersatzgeld, bis eines Morgens die Ersatzrevolution passierte, die hinter einen Krieg den Schlußpunkt setzte, der zum Ersatzkrieg geworden war. Bald erkannte ich, daß aus dem Schlußpunkt ein Gedankenstrich wurde, der sich hinter dem heiligen Wort des Friedens in ein unheiliges Fragezeichen des Unfriedens verwandelte.

Die Kieler Matrosen waren auf dem Bahnhof angekommen, eine Depesche schlug die andere tot, aus dem strategischen Rückzug war allenthalben eine Flucht geworden, während man aus Berlin, Hamburg, München und hundert andern Bezirken blutige Straßenkämpfe meldete. Und denen, die in Köln wie überall ein neues Reich forderten, kam ein großer Bundesgenosse zu Hilfe: Der Hunger im Volk! Der stolzeste Bürger war hohl und müde geworden, also glaubte er allen, die ihm versprachen, was er wünschte: Frieden, Brot markenlose Landbutter, vollwertiges Bier und tausend andere Dinge, die er sich lange versagen mußte. Auch ich sehnte mich nach solchen Spenden, man verlangte aber den höchsten Wucherpreis der Weltgeschichte, und den konnte ich nicht bezahlen. —

Am Hauptbahnhof warf man die Seitengewehre und Kokarden entwaffneter Garnisonsoldaten auf einen Haufen, auch polterten Lastautos mit singenden Rekruten durch die Straßen; diese Rekruten schwenkten rote Fahnen, trugen rote Nelken im Knopfloch und taten begeistert wie die von 1914, nur fehlte dismal das Echo des Volkes, das alte Hoffnungen ebenso stumpf begrub, wie es neue Vorsätze nicht zu wecken wagte.

Ich fuhr mit der Elektrischen zum Neumarkt. Es ging nämlich das Gerücht, dort sei etwas Großes im Gange. In der Elektrischen löste ich einen Fahrschein, während ein Landstürmer die hilflose Schaffnerin belehrte, man brauche jetzt nicht mehr bezahlen.

(Fortsetzung folgt.)

St. Nikolaus und die Kunst.

Von Professor Dr. Karl Roth-München.

In unserer vorweihnachtlichen Zeit ist unstreitig die volkstümlichste Gestalt der heilige Nikolaus, der ja im Leben der Kinder eine so bedeutende Rolle spielt, den man wegen der süßen Gaben, die er bringen soll, so sehnsüchtig erhofft und dessen Kommen man doch wieder mit Bangen und Herzklopfen entgegensieht. Zwei Seiten treten da bei seinem alljährlichen Erdenwallen zutage, eine gütige, spendende und eine belehrend-verweisende, wie sie ihm schon als Menschen eigen waren. Als Sohn angesehener Eltern in Paterna im kleinasiatischen Lykien geboren, wurde er später Bischof in der lykischen Stadt Myra. Der heilige Methodios schildert uns ihn als ein Muster sittlicher Reinheit mit einem Blick, aus dem Milde und Engelsreine strahlte. Dabei rühmt er seine gewaltige Überredungskunst, die selbst den härtesten Sünder weich machte. Die über mittelgroße Gestalt zeigte eine freie Stirne, blondes Haar bedeckte das Haupt; ein langer Bart umrahmte das Gesicht des Breitschultrigen, aus dem charakteristisch eine lange Nase sich streckte, und eine dunkelrote Hautfarbe hob noch das Leuchtende, das aus seinen Augen blitzte und über seinem Gesichte lag.

Aber nicht nur die kleine, für die Kinder geschaffene, sondern auch die hohe Kunst hat sich des Nikolaus bemächtigt. Gilt er doch in der christlichen Kirche als einer der Hauptheiligen, namentlich in der griechisch-morgenländischen, wo er bei Griechen und Russen seit alten Tagen die höchste Verehrung genießt. Schon die russische Großfürstin Olga, die 955 in Konstantinopel unter dem Namen Helena zur christlichen Kirche übertrat, errichtete bei Kijew eine ihm geweihte Kirche, die erste christliche auf russischem Boden, und seitdem erhoben sich dort in Masse Kirchen und Klöster, die seinen Namen führten, Städte benannten sich nach ihm, und der Vorname Nikolai ist in Rußland zu einem der verbreitetsten geworden. Die russischen Soldaten trugen noch im letzten Weltkrieg sein Bild als schützendes Amulett auf der Brust. Da führt der Heilige, wie sonst nirgends, in der Rechten das bloße Schwert und hält in der Linken eine Kirche. Nach dem Westen drang seine Verehrung erst, als süditalienische Kaufleute aus Bari 1087 seinen Leichnam aus der Kirche von Myra holten und die Reliquien nach Bari brachten. Von da an wurde der 6. Dezember als sein Tag gefeiert und als wahres Volksfest begangen. Auch im Westen erhoben sich jetzt Nikolaikirchen, namentlich in den Seestädten Norddeutschlands und der Niederlande. Denn Schiffer und Kaufleute hatten ihn zu ihrem Schutzpatron erhoben. So zeigt der 1382 von Karl III. von Neapel gestiftete Nikolausorden in seiner Mitte ein Schiff. Im 17. Jahrhundert nahmen griechische Seeleute auf ihre Fahrten immer 30 kleine Brote mit, die Nikolausbrote, die sie beim Aufgehen eines Sturmes unter Gebeten an den Heiligen in das Meer warfen. Seine weit verbreitete Verehrung bezeugen auch die Nikolausmünzen, Dukaten, Taler, Gulden, die sein Bildnis trugen und im 16. und 17. Jahrhundert in der Pfalz, im Breisgau und in Schwaben im Umlauf waren.

Die Legende hat sich natürlich auch der Person des Heiligen bemächtigt und läßt ihn Wundertaten verrichten. Sie bringen ihn vielfach zu Kindern in Beziehung. Da tritt er eines Tages in ein Gasthaus ein, wo ihm der Wirt das in einem Faß konservierte Fleisch von drei Kindern anbietet. Der Heilige erkennt sofort das scheußliche Verbrechen und erweckt die Kinder. Eines Tages fällt ein junger Mann in die Hände von Räubern, die ihn an den König von Babylon verkaufen. Als der Sklave einmal einen Seufzer ausstößt, gerät der König in Wut und verfügt seine Tötung. Da erscheint der Heilige und führt den Jüngling wieder seiner Familie zu. Ein andermal rettet er drei Mädchen vor der ihnen drohenden Schande, indem er ihnen drei Geldbeutel zuwirft. Man muß diese Legenden kennen, um den Inhalt der Bilder zu verstehen, mit denen die mittelalterlichen Künstler die Nikolaikirchen schmückten.

Die äußere Persönlichkeit stellten sie ja vielfach nach dem Typ ihres Heimatlandes dar. Bei deutschen Meistern erscheint er in der alten Bischofsgewandung, im linken Vorderarm ein Kreuz haltend, in der linken Hand ein Buch, auf dem zwei Äpfel liegen, während er mit der rechten einen dritten Apfel Kindern reicht, die zu seinen Füßen sitzen. Die Äpfel werden sich wohl nachträglich aus den oben erwähnten drei Geldbeuteln herausgebildet haben, mit denen der Heilige die drei Mädchen rettete. Holländische Maler stellen ihn dar mit dem Kreuz in der linken Hand, mit der rechten drei Kinder segnend. Anderen Motiven begegnen wir bei italienischen Malern. Da steht zu seiner Rechten in türkischem Gewand der aus babylonischer Gefangenschaft befreite Jüngling, während zu seinen Füßen drei Kinder sich befinden, von denen eines ihm dankt, ein anderes seine Füße küßt, das dritte in betender Haltung dargestellt ist.

Das kunstgeschichtlich interessanteste Bild befindet sich aber am Altar der Schatzkapelle der Kirche San Nicola in Bari, das als wundertätig gilt und namentlich bei kinderlosen Eltern große Verehrung findet. Es ist in byzantinischem Stil gehalten, zugleich ein seltener Zeuge sizilianischer Goldschmiedekunst dieser Zeit. Auf einem Grunde vergoldeten Silbers steht Nikolaus aufrecht in der Mitte, über dem weißen Chorhemd die Dalmatika und darüber das Pallium, ein breites Band mit gesticktem Laubwerk. Die rechte Hand erhebt er, nach griechischer Weise segnend, in der linken hält er das Evangelienbuch, dessen Deckel in Goldarbeit einen Stern zeigt, dessen Mitte ein Perlenkreuz füllt. Besonders merkwürdig ist der in Goldarbeit dargestellte Nimbus, den zahlreiche Figürchen schmücken. Den unteren Teil des Bildes nehmen die beiden Stifter ein, der serbische König Urosch Milutin und seine Gemahlin Helena, der in seiner politisch schlimmen Lage Hilfe bei St. Nikolaus suchte und 1319 den Silberbeschlag des Altars sowie das Bild von zwei sizilianischen Meistern Roger de Juria und Robert de Barolo herstellen ließ.

Das zweite berühmte Bild befindet sich auf deutschem Boden in Burscheid bei Aachen, ein Bild, das, wie einst Caesar von Heisterbach behauptete, in ganz Europa nicht seinesgleichen habe. Eine Mosaikarbeit, von der heute leider nur Bruchstücke übrig geblieben sind, während die fehlenden Teile durch Malereien ergänzt wurden.

Dreimal!

Skizze von Wolfgang Federau.

Das durch den grünen Schirm gedämpfte Licht der Schreibtischlampe machte Walters Gesicht grau und leichenhaft. Hätte er einen Spiegel zur Hand gehabt und sich darin betrachtet, er wäre erschrocken gewesen über sein Aussehen.

Mit Ekel betrachtete er die Kladden und Bücher, die sich um ihn häuften. Er hatte versucht, eine Aufstellung seines Vermögens zu machen; jetzt gab er diese Bemühung auf. Sie erschien ihm töricht und vollkommen sinnlos. Er war ein armer Mann geworden, über Nacht. Daran gab's nichts zu ändern. Es galt einfach, dieser Tatsache fest und tapfer ins Auge zu sehen.

Er hatte keine Angst vor der Armut; sie vermochte nicht, ihn zu erschrecken. Es war schön gewesen, ohne Sorgen dahinleben zu dürfen.

Aber er würde sich schon durchschlagen. Er würde nicht untergehen und nicht verhungern. Das war ja alles nicht so schlimm. Schlimm war die Sache mit Ilse.

„Liebe Ilse", stammelte er flüsternd, und sein Herz wurde ihm schwer. Wenn sie arm wäre — eine kleine Stenotypistin oder Verkäuferin —, das wäre dann alles einfacher. Für arme Menschen ist das Leben zu zweit einfacher, auch reiner, natürlicher. Sie haben nichts als ihr Herz, das es zu befragen gilt.

Aber Ilse! So eine reiche, verwöhnte Frau. Ihr Reichtum war das Problem, jetzt plötzlich das Hindernis, über das er nicht hinweg konnte. Er hatte es ihr gesagt, am Nachmittag, als er mit ihr spazieren ging, zum letzten Male. „Ich bin ein armer Mann geworden, Ilse", sagte er. „Ich kann dich nicht mehr heiraten." Sie sah ihn lächelnd an: „Unsinn, Bub! Was heißt das? Bin ich nicht reich genug für uns beide?" — „Die Menschen werden sagen, ich hätte dich deines Geldes wegen geheiratet", hatte er erwidert. — „So?" war ihre Antwort gewesen, „bist du also wirklich der Mei-

nung, ich sei ein so häßliches, sieches Lebewesen, daß nur mein Geld, mein Schmuck einen Mann wie dich verlocken könnte, mich zu heiraten?"

Er hatte ihren jungen, blühenden Mund mit einem Kuß geschlossen. Hier, im Park, im Schutz der alten Bäume, sah das gewiß niemand. „Du weißt ja, wie schön du bist", hatte er gesagt. Aber sie blieb nicht still. „Und gibst du soviel auf die Meinung der Menschen?" fragte sie weiter. Da hatte er den Kopf geschüttelt: „Was kümmern mich die Menschen? Ich selbst — ich kann es nicht. Ich vermag nicht, dir das Leben zu bieten, das du gewöhnt bist. Und ich weiß, daß du es nicht ertragen würdest, dein bisheriges Leben an meiner Seite unverändert fortzusetzen, während ich ums Notwendigste kämpfen muß. Du würdest also entweder freiwillig die Entbehrungen auf dich nehmen, zu denen mich das Schicksal verurteilt hat — und das könnte ich nicht mitansehen. Oder du würdest dein Geld mit mir teilen, würdest mir dein Geld, deinen Schmuck, alles, was du besitzest, in denSchoß werfen — und das, das ließe mein Stolz nicht zu. Ich würde mich selbst verachten und du . . . früher oder später würdest auch du mich verachten." — „So ist dein Stolz größer als deine Liebe, Walter?" — „Nein, aber wo Stolz und Selbstachtung verloren gehen, ist auch für die Liebe bald kein Platz mehr"

Viel hatten sie geredet in diesen Stunden. Da sie sich endlich trennten, standen Ilses Augen voll Tränen. Aber er war fest geblieben. „Ich liebe dich so sehr", hatte er gesagt, „daß ich dir nicht zumuten mag einen Mann zu heiraten, der kein rechter Mann mehr ist. Laß uns auseinandergehen — so hast du wenigstens eine ungetrübte Erinnerung."

An dieses Gespräch, an dieses aufregende und schmerzhafte Gespräch dachte Walter jetzt wieder, in dieser stillen, nächtlichen Stunde. „Ilse", seine Lippen formten zärtlich den geliebten Namen. Im selben Augenblick zerriß das Schrillen des Telephons die nächtliche Stille. Mit bebender Hand riß er den Hörer ans Ohr, meldete sich. Es konnte ja nur Ilse sein, jetzt, so mitten in der Nacht.

Aber es kam keine Antwort. Ein merkwürdiges Stöhnen und Seufzen und Summen und Rauschen tönte ihm aus der Muschel entgegen, jedoch kein menschlicher Laut, keine menschliche Stimme. Er wartete lange, legte endlich wieder den Hörer auf die Gabel.

„Merkwürdig", dachte er noch. Da klingelte es zum zweiten Male. Der Vorgang wiederholte sich. Wieder diese unerklärlichen Geräusche. Wieder ein Schweigen.

Und ein drittes Mal. Wieder meldete sich niemand.

Walter zitterte heftig, ein pressender Druck legte sich auf seine Brust. Endlich entschloß er sich, das Amt anzurufen. Nannte mit heiserer Stimme seine Nummer. „Ich bitte um Mitteilung, wer soeben dreimal bei mir angerufen hat", sagte er.

„Seit acht Uhr abends hat niemand Ihre Nummer verlangt", kam die Antwort. — „Aber, das stimmt doch nicht, Fräulein", schrie Walter. „Sie schlafen ja. Eben vor einigen Minuten hat man dreimal bei mir angerufen." — „Hier schläft niemand", antwortete das Fräulein vom Amt mit spitzer, beleidigter Stimme. „Wahrscheinlich haben Sie selbst das Ganze geträumt." — „So, bitte ich um die Aufsicht", sagte Walter drohend.

Die Aufsicht meldete sich, kühl, höflich, verbindlich. „Das Fräulein hat recht", bestätigte sie. „Seit acht Uhr ist Ihre Nummer nicht mehr verbunden worden." — „Danke", sagte Walter und ließ den Hörer fallen. Wachträume? Halluzinationen? Das lag seiner gesunden Natur so fern.

Aber da war die Angst, war dieses unerklärliche, drückende Gefühl, das ihn nicht los ließ.

Kurz entschlossen verlangte er endlich wieder das Amt. „Siebzehneinundzwanzig", forderte er. — „Siebzehn — einundzwanzig — bitte", wiederholte das Fräulein. Dann eine halbe Minute später, während Walter mit klopfendem Herzen ins Leere starrte: „Verbindung mit siebzehn — einundzwanzig gestört, Teilnehmer nicht zu erreichen."

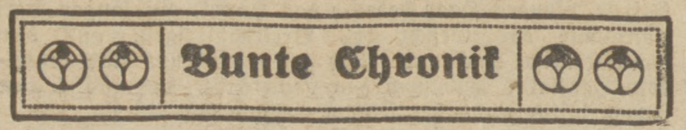
Walter fiel in seinen Stuhl zurück. Was war das? Was mochte das bedeuten? Ach, gar nichts, natürlich. Solche Störungen kommen ja öfter vor. Es war lächerlich, sich darüber aufzuregen. Seine Nerven hatten eben durch die Beanspruchungen der letzten Tage gelitten.

„Ich werde Ilse morgen früh nochmals aufsuchen", entschloß er sich. „Dann wird sich ja alles aufklären."

Er wandte sich wieder seinen Büchern und Notizen zu. Aber er kam mit seiner Arbeit nicht vom Fleck. Manchmal sprang er auf, ging im Zimmer auf und nieder, rauchte eine Zigarette nach der anderen. Schneckenlangsam krochen die Stunden dahin. Endlich, da die ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer fielen, klingelte er dem Mädchen, ließ sich das Bad richten, und kleidete sich sorgfältig an.

Es war neun Uhr, da er die Straße betrat. Gewohnheitsmäßig kaufte er die Morgenzeitung an dem Eckstand in unmittelbarer Nähe seines Hauses.

Er wollte das Blatt zusammenfalten und in die Tasche stecken. Aber da fiel sein Blick auf eine der fetten Schlagzeilen: „Raubmord in der Varnhagenstraße!" las er. Varnhagenstraße? Da wohnte doch . . . wohnte da nicht? . . . „Ilse!" schrie er — sein verzerrtes Gesicht wurde leichenblaß, mit den Armen beschrieb er Kreise in der Luft. Ein Herr, der dicht hinter ihm ging, konnte ihn gerade noch auffangen und sanft auf die Straße sinken lassen, ehe ihn das Bewußtsein verließ . . .

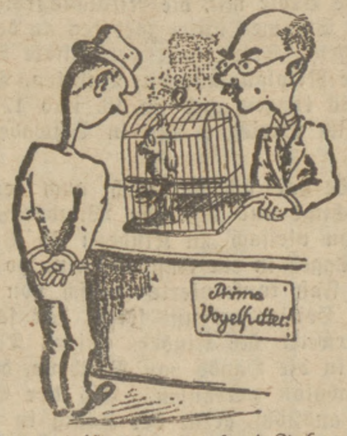


Ein überraschender Siegespreis.

Der Tischler August Vansteenkiste in Moeskroen wurde 1914 zur Fahne eingezogen, machte den größten Teil des Krieges mit, kehrte 1918 als Invalide in sein Heimatdorf zurück und mußte zu seinem Entsetzen feststellen, daß seine Frau und sein dreijähriges Söhnchen in den Kriegswirren spurlos verschwunden waren. Alle Nachforschungen nach dem Verbleib der beiden erwiesen sich als vergeblich, und Vansteenkiste hatte sich seit langem daran gewöhnt, sie als tot zu betrauern. Kürzlich las er nun in seiner Zeitung von einer sportlichen Veranstaltung in St. Denis bei Paris. Ihm fiel zufällig der Name des Siegers in einer der Laufwettstreite ins Auge. Er stutzte. Der Name war sein eigner, Vansteenkiste, und der Vorname der seines vor langen Jahren verschwundenen Söhnchens. Auch das Alter stimmte. Der alte Vansteenkiste zweifelte keinen Augenblick, daß der Sieger dieses Wettlaufs und sein vermißter Sohn ein und dieselbe Persönlichkeit seien. Es gelang ihm, die Verbindung mit dem tüchtigen Läufer aufzunehmen, und dieser erhielt, da die Annahme des alten Invaliden sich bestätigte, als schönsten Siegespreis seinen alten Vater zurück.



Mißtrauen.



„Dieser Papagei ist über hundert Jahre alt."
„Für dieses Alter ist er aber noch reichlich grün."

*

Schon möglich. „Der Besitzer von dem Flohzirkus besitzt viel Frohsinn."
„Sie werden sich versehen haben — es wird Flohsinn sein."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.